

A close-up photograph of a woman's face. She has dark hair styled up with a large red flower. Her face is partially obscured by thick, red, brushstrokes that look like paint or blood. She has dark eyes and red lips. The background is dark.

PIPER



SUJATA
MASSEY

DIE TOCHTER
DES SAMURAI

KRIMINALROMAN

Sujata Massey
Die Tochter des Samurai

Sujata Massey

Die Tochter des Samurai

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Sonja Hauser

PIPER

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*

ISBN 978-3-492-50064-7

Juli 2017

© 2003 Sujata Massey, Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»The Samurai's Daughter«, HarperCollins, New York 2004

Deutschsprachige Ausgabe:

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2008 Piper Verlag GmbH, München

© dieser Ausgabe: Piper Fahrenheit, ein Imprint der Piper Verlag GmbH,
München 2017

Covergestaltung: FAVORITBUERO, München

Covermotiv: © iordani/www.shutterstock.com

Printed in Germany

Eins

»Viel zu salzig. Wahrscheinlich hat der Koch *dashi*-Instantpulver genommen.«

Ich legte die Essstäbchen weg, mit denen ich einen glitschigen Tofuwürfel aus der missglückten Misosuppe geholt hatte. Die asiatisch anmutende Kellnerin verstand offenbar kein Japanisch und ging mit einem Lächeln an uns vorbei. Nun, wir waren in San Francisco, und da gab es allerlei Rassen, deren Vertreter oft nur Englisch sprachen.

»Ich finde die Suppe wirklich schmackhaft«, widersprach mein Vater Toshiro Shimura und strich sich mit der Hand durch das grau melierte, ein wenig zerzauste Haar, das gut zu seinem Psychiaterberuf passte, aber sehr merkwürdig aussah an einem gebürtigen Japaner über fünfzig. »Rei-chan, weißt du eigentlich, wie schwierig es hier ist, original japanische Zutaten zu bekommen? Außerdem verwenden heutzutage angeblich sogar in Japan viele Köche Instantpulver.«

»Nicht die *guten*. Ich mahle den Bonitofisch.«

Voller Sehnsucht dachte ich an den Trockenfisch, der in einer Holzbox in meiner winzigen Küche in North Tokyo auf mich wartete. »Das lohnt sich, weil die Suppe dann wie frisch aus dem Meer schmeckt. Aber egal. Worüber sprachen wir gerade, Dad? Über die Gebote des Buddhismus, nach denen dein Großvater zu leben versuchte und die er in schriftlicher Form sogar an der Wand hängen hatte.«

»Ja, eine Schrifttrolle mit Kalligrafie. Ich glaube, die stammte ursprünglich aus einem Kloster und befand sich

in dem Büro, in dem er arbeitete. Leider weiß ich nicht, wo sie jetzt ist.«

»Erinnerst du dich noch daran, was darauf stand?«

»Die buddhistischen Gebote. Die kennst du doch, oder?«

»Einige, aber nicht alle. Du hast mich nicht in buddhistischem Glauben erzogen.«

»Du hast einen Kurs über östliche Religionen in Berkeley besucht.«

»Das ist lange her, Dad. Ich erinnere mich nur noch an die ersten drei Gebote: Man soll nicht töten, nicht stehlen und nicht lügen ...«

»Ja, allerdings gelten in Japan gewisse Lügen seit jeher als lässlich, wenn sie aus Mitleid ausgesprochen werden oder einem höheren Zweck dienen.«

»Gut«, sagte ich. »Was sonst noch?«

»Es gibt auch ein Gebot gegen den Missbrauch von Sex, also Vergewaltigung, außerehelicher Geschlechtsverkehr und ...«

»Aha. Und weiter?« Bei meinem ersten Heimatbesuch in San Francisco seit zwei Jahren wollte ich mich nicht mit solch intimen Themen auseinandersetzen.

»Ich glaube, das fünfte besagt, dass man selbst keine berauschenenden Mittel nehmen und sie auch niemandem zugänglich machen soll.«

»Mönche trinken doch die ganze Zeit Sake«, widersprach ich.

»Nun, Sake ist nicht gänzlich verboten – nur in den Mengen, die zu Berauschtung führen. Mein Großvater trank immer einen kleinen Becher zum Essen.«

»Würdest du sagen, dass Laien diese Gebote im Allgemeinen lockerer interpretieren als Mönche? Wenn das erste

Gebot das Töten verbietet, dürfte man ja auch kein Fleisch essen.«

»Dacht ich's mir doch, dass meine Vegetariertochter sich darauf stürzt!«, sagte mein Vater lachend. »Die Antwort ist simpel: Tiere in Notwehr oder zum Verzehr zu töten ist erlaubt, aber nicht zum Spaß.«

»Ich weiß nicht, ob ich das gut finde. Für mich ist der eine Tod so gut oder schlecht wie der andere. Doch immerhin verschafft das Gebot interessante Einblicke in die japanische Psyche.«

»In die Psyche der Buddhisten«, berichtigte mein Vater mich. »Wie du weißt, liegen die Wurzeln des Buddhismus in Indien, aber die Gebote gelten für seine Anhänger auf der ganzen Welt.«

Ich legte mein Notizbuch weg, um mich über die Nudeln herzumachen, die mir in der San-Francisco-Version vermutlich wie die Misosuppe nicht so gut schmecken würden wie in Tokio.

San Francisco galt als Traum eines jeden Touristen, mir jedoch war meine Wahlheimat Tokio lieber. Natürlich gab es hier architektonische Meisterwerke, aber wie sollte man die bei den vielen Stromausfällen genießen? Der Lebensstil meiner Eltern hatte sich seit Beginn der kalifornischen Energiekrise drastisch verändert – ihr riesiges Haus im viktorianischen Stil war abends nicht mehr hell erleuchtet, nicht einmal jetzt zur Weihnachtszeit. Früher hatte meine Mutter immer in allen sechzig Fenstern elektrische Kerzen aufgestellt.

Tokio kannte solche Probleme noch nicht. Außerdem fiel es mir dort leicht, spartanisch zu leben und mich an einfachen Dingen zu erfreuen, zum Beispiel an den mit Figuren von Glücksfüchsen geschmückten Miniatur-Shinto-

Schreinen oder den Persimonenbäumen entlang den hässlichen Bahngleisen. Und dann waren da die Japaner selbst, die älteren, die in den kleinen Parks der Stadt gelassen ihre Tai-Chi-Übungen machten, die Schulkinder, die heute noch die gleiche Uniform trugen wie in den Zwanzigerjahren, und Onkel Hiroshi, der Bruder meines Vaters, Tante Norie und mein Vetter Tom, mit denen ich den Jahreswechsel feiern wollte. Die Aussicht, ihn mit meinen Eltern und Manami Okada in einem Acht-Zimmer-Haus zu verbringen, deprimierte mich eher.

Manami war dreißig – also ein Jahr älter als ich –, Nachwuchspathologin aus Kobe und wohnte seit einem Monat bei meinen Eltern, weil ein Verwaltungsangestellter der University of California in San Francisco voller Verzweiflung meinen Vater um Hilfe gebeten hatte. Als ein bis dahin von der Familie behütetes Mädchen erachtete Manami ihre Unterbringung in San Francisco als nicht angemessen, denn eine ihrer Mitbewohnerinnen war lesbisch, und die andere hatte eine ausgeprägte Vorliebe für Kuchen. Meine Eltern hatten sich ihrer erbarmt und ihr für eine symbolische Monatsmiete von einhundert Dollar eins der Zimmer im zweiten Stock überlassen – etwa ein Achtel von Manamis bisheriger Miete für das Zimmer in der Wohngemeinschaft.

Da ich persönlich weder etwas gegen Homosexuelle noch gegen Kuchensüchtige hatte, war ich Manami eine Woche zuvor mit Skepsis begegnet, aber angenehm überrascht gewesen. Sie wirkte ruhig, höflich und fleißig, besaß also alle jene Eigenschaften einer japanischen Tochter, an denen es mir mangelte.

Sie absolvierte gerade das erste Jahr ihrer Assistenzzeit, was bedeutete, dass sie tagsüber nicht da war und oft bis